2019/34 dschungel

https://www.jungle.world/artikel/2019/34/konstruierte-orte

Filmfestival in Locarno

Konstruierte Orte

Von **Esther Buss**

Das Thema Wohnen spielte bei einigen der interessantesten Beiträge des 72. Filmfests von Locarno eine wichtige Rolle.

»Every brick was put down by a hand«, heißt es zu Beginn des filmischen Essays »Still/Here« (2000), und es scheint, als finde der Satz in gleich mehreren Filmen, die auf dem 72. Locarno Film Festival unter der Leitung der neuen Direktorin Lili Hinstin gezeigt wurden, seinen Nachhall. In grobkörnigen Schwarzweißbildern erkundet der afroamerikanische Experimentalfilmer Christopher Harris in dem erst jüngst (wieder-)entdeckten Film die Ruinenlandschaften des nördlichen St. Louis, einer einst lebendigen Gegend, die vor allem von Arbeitern und verarmten Schwarzen bewohnt wird. Während die Kamera ausgeweidete Gebäude und Bauskelette in den Blick nimmt, lässt die Tonspur mit Schritten, Telefonklingeln, Haushaltsgeräuschen das verschwundende Leben dieser Orte wiederauferstehen. »Still/Here« war im Rahmen der Retrospektive zum Black Cinema zu sehen.

Motive des Films wie Verelendung, Marginalisierung und Wohnen finden sich auch in den Beiträgen des Wettbewerbs, etwa in Joe Talbots Spielfilmdebüt »The Last Black Man in San Francisco« (2019). Ein viktorianisches Haus im Fillmore District, einem ehemaligen Viertel der schwarzen Mittelschicht: ein Sehnsuchts- und Erinnerungsort, aber eben auch ein Objekt, wie es den Mächtigen des Immobilienmarkts gefällt. Jimmie Fails (gespielt von Jimmie Fails), ein vorübergehend wohnungsloser Krankenpfleger, lebt provisorisch bei seinem Freund Mont in einer ärmlichen Gegend, die der Bus nur unzuverlässig erreicht (was dem Film wunderschöne Skateboard-Szenen durch die Horizontalen und Vertikalen der Stadt beschert).

Jimmie träumt davon, eines Tages in das Haus seines verstorbenen Großvaters zurückzukehren, das sein Vater vor vielen Jahren verlor und das nun von einem weißen Ehepaar bewohnt wird. »The Last Black Man in San Franciso« ist trotz seiner Gentrifizierungskritik ein betont ungrimmiger, mitunter märchenhafter Film in warmen Farben und weichem Licht. Talbot, ein weißer Filmemacher (und Fails Jugendfreund), geht es nicht um die Bewahrung konservativer Werte (there’s no place like home), sondern um

die Erkundung eines in der Kindheitserinnerung konstruierten Phantasieorts.

Zeugenschaft und Überformung

Eine zutiefst bittere Symbolik hat dagegen das Haus in Pedro Costas Film »Vitalina Varela« (2019), der zu Recht mit dem Goldenen Leoparden ausgezeichnet wurde. Seit vielen Jahren schon arbeitet der portugiesische Autorenfilmer an einer faszinierenden Synthese aus Zeugenschaft und cinematographischer Überformung. Costa filmt mit kleinem Team und ohne Drehbuch, die Geschichten entstehen in Zusammenarbeit mit den Protagonisten.

Meist sind diese Einwanderer aus den Kapverden, die in den Elendsvierteln von Lissabon hausen, Menschen wie Vitalina. Diese kommt drei Tage nach der Beerdigung ihres Mannes in Lissabon an, um die Dinge des Verstorbenen zu regeln, der sie vor vielen Jahren für ein vermeintlich besseres Leben zurückließ. Doch die Behausung inmitten des Ghettos ist elend: Knastartige Gemäuer, »Fenster wie Abflussgitter«, beim Duschen fällt Vitalina ein Stein auf den Kopf.

»Vitalina Varela« ist ein tiefschwarzer Film mit spärlichem Licht. Gesichter und Details werden aus der Dunkelheit herausmodelliert, Konturen verschwinden. Themen wie Migration und diasporische Identität sind in dem Film schmerzhaft anwesend, ohne dass sie in den Dramaturgien des Erzählkinos verhandelt werden müssten. Vitalina registriert voller Trauer und Zorn die Verwahrlosung der Männer, ihre Lieblosigkeit, ihre Abwesenheit. Im Selbstgespräch rekonstruiert sie aus der Erinnerung ein Haus auf den Kapverden. Es ist anders als das Loch in Lissabon: solide, aus Ziegeln gebaut. Ein Dach über dem Kopf, das ein Leben in Würde versprach.

© Jungle World Verlags GmbH